

(Nachdruck verboten.)

81]

Madame d'Ora.

Roman von Johannes W. Jensen.

Die dicke Dame entlockte dem Harmonium abermals geistliche Melodien, keusch und schweißtriefend sah sie in dem roten Licht da. Herr Mc Carthy hatte sich aus drei Mitgliedern des Kreises ein Publikum gebildet, dem er Vorträge hielt. Ein Herr sah in seinem Stuhl zurückgelehnt und schlief. Ganz nach links zu sah ein kleiner Mann mit goldener Brille und grauem Bart, er sah sich aufmerksam um und stöckerte von Zeit zu Zeit in seiner Nase herum. Es geschah nichts. Die Wärme in dem geschlossenen Laboratorium fing an, beunruhigend zu werden. Edmund Hall betrachtete seine Instrumente und stellte eine eigentümliche Raunenhaftigkeit im Luftdruck fest; alle seine elektrischen Einrichtungen zitterten unruhig, die Zeiger bewegten sich ruckweise und springend, ohne schließlich in eine bestimmte Richtung zu zeigen. Es war jene Schwere, jenes Zittern in der Luft, wie es einem Gewitter vorauszugehen pflegt. Hall selbst war bis auf äußerste nervös. Sein ganzer Körper schien in Funktion zu sein. Alle seine Kräfte waren in Anspannung. Er zitterte wie ein großer, lebender Zeiger, der den geheimen Puls der Natur angibt. Jetzt arbeitete er. Während er über seine Instrumente und Mikrometer gebeugt stand, gleich er einem von Telephonen, Urtheiben und Ferngläsern umgebenen Kapitän, seine Augen, die sonst den Eindruck machten, als schliefen sie, hatten einen harten Blick, und seine geschäftigen Hände, in die das Blut geströmt war, sahen groß und furchtbar aus. In seiner Spannung beachtete er niemand. Seine Nasenlöcher bewegten sich unaufhaltsam, während er navigierte.

Der Kreis hatte fast eine Stunde dageessen, als Eld kam. Sie zeigte sich auf gewohnte Weise zwischen den Falten, die zu dem Kabinett führten, und wurde von allen willkommen geheißen. Aber sie blieb stehen und sah einen Bestimmten an, Herrn Lee. Er beugte sich hastig zu Madame d'Ora herab und stammelte: „Fürchtet sie sich vor mir? Das — tut mir leid. Ich will nicht . . .“

Er sah wieder auf und gewahrte, daß im selben Augenblick ein Lächeln über das Antlitz des Geistermädchens glitt; sie sah ihn noch immer an. Da lachte der lange Mensch ganz still und glücklich vor sich hin. Er war überwunden. So schön und fein war das fremde Mädchen, eine so große Gnade war es, daß sie ihn ausersehen hatte, um ihn anzusehen und ihm zuzulächeln.

Eld trat in die volle Beleuchtung vor. Sie war schön und jung wie immer, heute aber schien sie noch frischer zu sein als sonst. Die runden, dunklen Arme schimmerten, das Haar umwogte sie in einer betauten und funkenprühenden schwarzen Pracht, und ihre Augen waren so klar. Die roten Lippen schimmerten feucht und lose, als habe sie eben erst vor Sehnsucht geweint. Es lag etwas Allwissendes und Süßes in ihren Mienen, das ebenjogut geheimer Schmerz wie Lebenslust bedeuten konnte. Und mit diesem rätselhaften Lächeln näherte sie sich Edmund Hall. Er senkte den Kopf vor ihr, lachte, als habe er sie erst vor einem Augenblick gesehen.

„Nun?“ rief er sanft aus und strich seine Hände ineinander.

Sie nickte mit strahlenden Augen. Und sie blieben nebeneinander stehen, ohne etwas zu sagen. Eld zeigte alle ihre weißen Zähne, und Hall preßte seine Finger in stummer Wiedersehensfreude.

Aber es sollte etwas getan werden, und Hall kehrte lebhaft zu seinen Instrumenten zurück. Eld ließ die Augen über den Kreis dahinschweifen und nickte verschiedenen zu, die sie anriefen. Frau Mc Carthy meckerte sie wollüstig an und verschaffte sich einen Blick und ein Lächeln. Eld hielt den Blick an bei Madame d'Oras weißem Haar und machte eine unwillkürliche Bewegung, als wolle sie sich ihr nähern, blieb aber mit einem sonderbar langen Ausdruck stehen. Madame d'Ora las gleichsam ihre Gedanken und nickte erötend, gleich darauf senkte sie den Kopf und verbarg ihre tränenfeuchten Augen.

Hall brachte die photographischen Apparate in Ordnung. Dann fragte er Eld, ob sie glaube, daß der Geist des ausgestorbenen Bindegliedes (zwischen Affe und Mensch) zum Erscheinen bewegt werden könne.

Eld sah ein wenig ängstlich aus, sie nickte.

„Ja. Aber vorsichtig!“

Sie zeigte hinter sich auf das Kabinett, um an die Gefahr zu erinnern, in der das Medium immer bei schwierigen Materialisationen schwebte.

„Laute Musik!“ bat sie. „Und nicht viel Licht.“

Sie sah zweifelnd nach dem Photographie-Apparat hinüber. Hall fragte, ob sie es für besser halte, wenn er nicht in Anwendung komme. Sie nickte erleichtert. Dann zog sie sich leise in das Halbdunkel zurück und verschwand.

Jetzt hörten sie lange nichts aus dem Kabinett herausdringen. Außerdem hatte die corpulente Dame angefangen, eine schwere geistliche Melodie auf dem Harmonium zu spielen, die das ganze Laboratorium mit einem Gebräuse von Tönen erfüllte. Hall milderte das Licht um einen Grad, so daß der runde Umkreis, in dem man sehen konnte, kleiner und das Licht zugleich schwächer wurde. Er wandte sich mit wenigen Worten an den Kreis und bat ihn, sich während des Experiments unter allen Umständen ruhig zu verhalten. Es sei ja nicht gut zu wissen, wie das „missing link“ sich darstellen würde, aber Grund zu Angst sei auf keinen Fall vorhanden, da ein Druck auf den elektrischen Knopf jeden Geist verschrecken könne. Man müsse nur bedenken, welcher Gefahr das Medium durch dergleichen plötzliche Eingriffe ausgesetzt sei.

Jetzt vergingen einige Minuten, während welcher man gespannt wartete. Da man aber aus dem Kabinett noch immer nichts hörte und auch nichts sah, so fing man wieder an, untereinander zu plaudern. Da ertönte ein sonderbarer Laut, der irgendwo aus der Tiefe zu kommen schien, ein Knurren. Es konnte von irgend einem wütenden Tier stammen. Der Laut wiederholte sich deutlicher und drohender, es mußte ein Tier sein, daß sich gereizt glaubte und sich knurrend und schnarrend näherte. Es wurde ganz still im Kreis. Die Musik hielt inne, begann aber auf ein energisches Zeichen von Hall aufs neue. Der knurrende Laut kam plötzlich ganz nahe, so daß die Mitglieder des Kreises ängstlich zusammenfuhren. Dann hörte man ihn nicht mehr. Aber nun waren sich alle klar darüber, daß sich in der Dunkelheit vor dem Kabinett etwas Lebendiges bewegte! Man hörte große, nackte Füße auf dem Fußboden! Eine Dame schrie leise. Hall beschwichtigte sie.

Und nun glitt eine Gestalt aus der Dunkelheit in das rote Lichtgebiet hinein, wo sie einen Augenblick spähend stand, ohne scheinbar etwas zu sehen, — als sei sie aus dem Waldesdunkel auf ihrer einsamen Wanderung in eine Mondlichtung getreten. Es war ein Mann oder ein großes, aufrecht gehendes Tier halb mit rohen Häuten bedeckt. Der Kopf und fast das ganze Gesicht waren mit groben, rostroten Borsten umstanden. Der tiefe Brustkasten war behaart, und die langen, muskelschweren Arme waren vom Ellenbogen abwärts behaart. Das Gesicht drückte eine gierige und furchterliche Einsamkeit aus.

Niemand schrie, es war, als ob eine Lähmung alle befiel, die das schreckliche wilde Tier sahen.

Da — im selben Augenblick, als die Gestalt in den Hintergrund verschwindet — ertönt Lees deutliche und sehr gebildete Stimme:

„Dieser Geist hat einen falschen Bart!“

Da aber erscheint der Geist wie durch einen Zauberschlag wieder, völlig sichtbar und wendet mit weit aufgesperrtem Munde, in dem die Zähne grinsen, seine weißen Augenklugeln Lee zu. Das Fleisch hebt sich, und die knöchernen Glieder verschieben sich unter der behaarten Haut. Und nun entsteht eine Panik. Schreie des Entsetzens und der Furcht aus dem Kreise! Aber die Gestalt ist verschwunden.

Als alles ruhig bleibt, legt sich der Tumult bald. Aber Herr Lee ist der Gegenstand keineswegs liebenswürdiger Äußerungen, als die Mitglieder des Kreises sich besonnen haben. Er sitzt da und schaut eine Weile um sich, wendet sich dann mit einem Blick nach Hall um, als wüßte er von ihm zu einer Erklärung aufgefordert zu werden.

„Ihre Unvorsichtigkeit hätte schlimmere Folgen nach sich ziehen können,“ sagt Hall vollkommen höflich. „Was hier in diesem Laboratorium vor sich geht, Herr Lee, ist so absolut kontrolliert, daß es nicht mehr zum guten Ton gehört, etwas davon in Zweifel zu ziehen.“

„Ich ziehe nicht in Zweifel, was ich sehe,“ sagte er ruhig. „Ich habe ein Wesen gesehen, das sehr wohl the missing link sein könnte. Es trug einen falschen Bart. Aber ich sehe nicht ein, weshalb ein Individuum, selbst aus einer so fernen Vergangenheit nicht mit falschem Bart gehen sollte. Ich bedauere also nur, daß ich laut gedacht habe.“

Und zu Madame d'Dra gemendet, bemerkte Lee:

„Finden Sie nicht auch, daß er etwas an Happy Hooligan (lustige Vagabundenfigur) erinnerte?“

Sie sah ihn flehentlich an. Sie empfand zum erstenmal Schrecken und Unwillen bei Lees fast unberechenbarer Kaltblütigkeit. Sie selber zitterte noch und war bis ins Innerste erschüttert von dem, was geschehen war. Es war, als reiße er etwas aus ihr heraus, indem er das Entsetzliche auf diese Weise behandelte. Warum konnte er nicht schweigen? Würde denn niemand sie schonen? Ach, ihr Herz war ja nahe daran, zu zerpringen. Entsetzliche Ahnungen erfüllten sie. In ihrem Haar krochen Ameisen. Jetzt dachte sie plötzlich, wie infolge einer Explosion in ihrem Kopfe, an andere Dinge, ohne es verhindern zu können. . . .

„Es ist warm, es ist warm,“ flüsterte sie jammern. Lee sah bestürzt in ihr leidendes Gesicht. Das quälte sie, ihre Züge verzerrten sich wie infolge von zwei aufeinander freischendenden Glasscherben. Da sah er ein, daß er sie in Ruhe lassen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Len'.

Novelle von Richard S. Schröder.

(Schluß.)

Die Len' hustet nicht. Sie pustet nur ein wenig und blättert weiter.

Hans Heinrich wundert sich wieder. Es ist doch alles, alles anders. Er qualmt stärker.

„Hans Heinrich,“ sagt die Len' nach einer Weile.

„Was, Len'?“ Er nimmt die Zigarette interessiert aus dem Munde.

„Ich bin in dem Garten der frischen Luft wegen, Hans Heinrich!“

„Frische Luft, ja Len', die ist das Beste für Kranke!“ sagt er überzeugt.

„Gewiß, aber ganz, ganz frische Luft, Hans Heinrich!“ Sie betonte die Worte.

Er sieht sie erstaunt an und merkt, wie es um ihren Mund zuckt. Dann versteht er sie.

„hm“, brummt er. Er schleudert die Zigarette zu Boden und tritt sie aus.

Die Augen der Len' gehen wieder weit weg. Sie bewegt dabei leise die Lippen, als spräche sie mit jemand, der ganz in der Ferne stand. Vielleicht dort, wo die Berge den Himmel berühren oder noch weiter.

Die Augen von Hans Heinrich ruhen auf der toten Zigarette. Sie beginnen die Steine zu zählen, die um sie herumliegen. Eins — zwei — drei — vier Steine — fünf Steine — sechs Steine. Der siebente ist ein besonders großer. Das wäre einer für die Amstel in dem Flieder, denkt Hans Heinrich. Wie die wieder flötet! Werthwürdig, sie sagt etwas damit, was er auch sagen möchte. Zu der Len' sagen möchte, zu der jetzigen Len'. Aber es ist so schwer, so furchtbar schwer. Die Amstel hat es leichter. Bei ihr kommt es so spielend heraus, während seine Lippen nicht auseinander wollen.

Er lehnt sich in den Stuhl zurück und starrt zu den Wollen hinauf. Dann suchen seine Augen wieder die Len'. Sie hat sich von neuem über das Buch gebeugt. Früher waren ihr doch Bücher ein Grauel, gerade so wie ihm. Was doch Krankheiten aus einem Menschen machen! Wenn er nun auch mal krank würde? Dann gewönne er vielleicht auch die Bücher lieb? Vielleicht gar den Homer? Unmächtiger! Vor dieser Krankheit graut ihm.

„Len“, sagt er nach einer Pause. Len', sag mal, darfst Du denn eigentlich so viel lesen?“

„Warum denn nicht?“

„Ich — ich dachte bloß!“

Die Len' will sich wieder in das Buch vertiefen, aber Hans Heinrich läßt ihr keine Zeit dazu.

„Was hat Dir denn nun eigentlich gefehlt, Len'. War es schlimm?“ fragte er weiter.

„Rein!“ antwortet die Len' kurz. Sie wird über und über rot dabei.

Die Leute schwanken so allerlei. Aber niemand wagte es. Selbst Frije Weder nicht!“ meinte Hans Heinrich.

„Frije Weder?“ fragt die Len' erstaunt.

„Ja, Frije Weder!“

„Was hat er denn gesagt?“ Die Len' legt das Buch weg. Ihre Hände zittern und ihre Augen gehen ganz schnell weit weg, kommen aber ebenso schnell wieder zurück.

Hans Heinrich nimmt eine wichtige Miene an.

„Er hat gesagt: „Das arme liebe Ding“ hat er gesagt und dann: „Das verstehst Du nicht, Kleiner“ und hat dann — dann hat er gelacht, mächtig gelacht!“

Len's Gesicht verfinstert sich. Einen Augenblick verbirgt sie es in den Händen. Hans Heinrich schüttelt den Kopf.

„Ach, Len', ärgere Dich doch nicht!“ sagt er gutnützig. „Er ist immer so frech — immer!“

„Er ist gar nicht frech, gar nicht!“ ruft die Len' erregt, „er ist so — so —“

Sie ist aufgesprungen und geht ein Stückchen in den Garten hinein. Hans Heinrich's Augen folgen ihr.

„Was laßt Du denn nur?“ ruft er ihr nach. Sie bleibt bei seinen Worten stehen. Eine Weile sieht sie ihn groß an, dann gehen ihre Blicke über ihn hinweg ins Weite.

Sie ist wieder bei den blauen Engeln mit den süßen Stimmen. Aber diesmal stehen sie nicht um ihr Bett herum, sondern kommen ihr entgegen. Und einer geht voran. Der ist so schön wie die Sonne, wenn sie des Morgens hinter den Bergen emporsteigt, und seine Stimme überdönt all' die anderen. Ihr Klang weckt ein seltsames Jauchzen und Singen in ihr und ein Sehnen, das sie noch nie gefühlt.

Hans Heinrich wundert sich wieder. Es ist doch wirklich nichts mehr an der Lene, wie früher, denkt er. Ihr Wesen, ihr Aeußeres, alles ist verändert. Früher hatte er sie eingefangen, wenn sie so aufgesprungen und davongelaufen war und an den Höfen zurückgebracht. Ob er das jetzt auch mal versuchte? Lieber nicht. Sie sieht ja unnahbar wie eine fremde schöne Dame dort an der Rosenrabatte, über und über in Sonnenglanz getaucht. Ihre kleinen Hände lieblosen die Rosenknospen, aber ihre Augen sind ganz wo anders. Sehen sie etwas, was er nicht sehen kann? Er sieht den Garten und den blauen Himmel darüber. Dann in der Ferne die Berge, wo er die Anemonen und Raiglöckchen gepflückt. Die armen Anemonen und Raiglöckchen — sie liegen dort matt und well auf dem Steinflüßchen. Bei ihrem Anblick fängt in Hans Heinrich das namenlose Gefühl wieder an zu bohren. Wieder drängen sich Worte auf seine Lippen. Dazu flötet gerade jetzt die Amstel so süße, süße. Wenn er jetzt einen Stein hätte — —

Plötzlich schießt ihm etwas durch den Kopf. Es war dumm von ihm, der Len' zu sagen, daß Frije Weder so gelacht. Sie weiß ja, wie der sich über alle Mädchen lustig macht, und nun ist sie böse darüber.

Ueber alle Mädchen lacht Frije Weder? Hans Heinrich schlägt sich vor den Kopf. Wahrhaftig, er weiß es: über die Len' hat Frije Weder noch nie gelacht. Was hat er neulich mal über sie gesagt? „Die Len' möchte ich mal in einem langen weichen Kleide sehen, das Goldhaar gelöst, daß es über die Schultern fließt wie ein metallener Strom — dann — dann könnte ich vor ihr niederknien —“

Ja, das hat er gesagt. Und das muß er der Len' wieder sagen, Gleich, sofort. Dann wird sie wieder veröhnt sein, ja.

Er steht auf und geht auf die Len' zu, die noch immer an der Rosenrabatte steht. Als er in die Sonne tritt, muß er unwillkürlich die Augen schließen. Sie blendet so, und die dumme Amstel.

„Len“, ruft er schon von weitem. „Frije Weder hat das nicht so gemeint!“ Dann erzählt er. Die Len' sieht ihn groß und fragend an.

„Ist das wahr, Hans Heinrich?“ fragt sie ernst.

„Wahrhaftig wahr!“ versichert er. „Ehrentwort!“

Auf Len's Gesicht schwindet das Finstere. Sie lächelt. Hans Heinrich hat so ein Lächeln noch nie gesehen.

Mit einem Male schreit die Len' laut auf und Hans Heinrich mit.

Vom Zaune her ist eine Handvoll kleiner Kieselsteine geflogen gekommen und hat beide getroffen. Gleich darauf erscheint Frije Weder's lustiges Gesicht über der Hecke.

„Fräulein Helene — wieder ganz auf dem Damm? Ich gratuliere!“

Die Len' starrt wie gebannt zu dem Zaun hinüber. Das Jauchzen und Singen in ihr ist bei Frije Weder's Worten ganz laut geworden. So laut, daß sie es selbst hört. Sie will antworten. Jemand etwas. Aber da spricht Frije Weder wieder.

„Len“, sagt er, „liebe, liebe Len!“ dann ist er verschwunden.

Hans Heinrich ist ganz außer sich. Was war das? Was sind das für Worte? Sind's nicht dieselben, die ihm in der Kehle saßen, und die die Amstel immer singt: liebe, liebe Len' —

„Len“ — schreit er wütend. Die Len' lächelt. Dasselbe Lächeln wie vorher. Nur schöner, glücklicher. Ihr ganzer Körper bebzt. Das Goldhaar leuchtet. Dazu die Amstel: Liebe, liebe Len' —

Sie biegt die Rosenzweige zu sich herab und drückt sie an sich, fest und innig. Hans Heinrich sieht es. Wie — wie Frije Weder's Hände, denkt er. Dabei schießt ihm das Blut ins Gesicht. Er packt die Len' an den Schultern.

„Er hat Dir weh getan, Len'. Es war gemein! Ich zeig's an. Wahrhaftig, ich zeig's an!“

„Das wirst Du nicht tun“, antwortete Len’.

„Ganz bestimmt!“ meint er trotzig.

„Nein. Wenn ich Dich darum bitte, Hans Heinrich?“

„Warum bittest Du?“

„Weil — sie zögert und sieht zur Seite.“

„Sag, warum?“ quält er.

„Weil — weil — ich Fritz Veder —“

Sie bricht ab und sieht über ihn hinweg. Die blassen Engel, die ihr entgegenziehen, sind jetzt ganz nahe. Und der vorangeht, winkt ihr. Seine Lippen bewegen sich, und leise, ganz leise sagt er: liebe, liebe Len’ — liebe, liebe Len’.

Hans Heinrich läßt Len’s Schultern. Seine Arme sinken schlaff herab. Mit einem Mal weiß er, was es ist das namenlose Gefühl. Die ganzen drei Wochen wor’s in ihm. Jetzt ist’s wie gestorben. Nur ein Brennen ist geblieben, ein dumpfes widerliches Brennen. Aber einmal lodert’s noch auf und findet Worte.

„Len“, schreit er verzweifelt. „Len’, liebe, liebe Len’!“

Dann, als schäme er sich der Worte, dreht er sich um und geht davon. Erst langsam, dann schneller und schneller. Mit einem Satz ist er über den Zaun. Dahinter bleibt er stehen. Die Len’ ist ihm nachgelaufen.

„Hans Heinrich, bist Du mir böse?“ fragt sie.

Hans Heinrich sieht trotzig zu ihr auf und murmelt etwas vor sich hin.

„Was sagst Du, Hans Heinrich?“ fragt die Len’ von neuem.

„Der Zaun muß höher!“ kommt es bestimmt von seinen Lippen.

Dann ist er fort. —

Als die Len’ zum erstenmal wieder durch die Gasse geht, ist Fritz Veder an ihrer Seite. Die Leute tuscheln darüber: „Ist das der Prinz zur Prinzessin?“

Und die Waschfrauen im Keller: „Sie hat wieder die grünen Schuhe! Aber er hat schwarze. Und was für große!“

Hans Heinrich hört und sieht von alledem nichts. Er sitzt meistens in seinerUDE und liest im Homer, als ob er sehr krank gewesen wäre. Wenn er aber in den Garten geht, hat er die Taschen voll Steine. Es ist wegen der Umfeln, die immer in die Erdbeeren gehen.

Kleines Feuilleton.

Die Mutter der Parlamente. Am 12. Februar tritt das englische Parlament zu einer neuen Tagung zusammen und wieder spielen sich mit prunvollem Pomp die Eröffnungsfeierlichkeiten ab als erstes Glied in der langen Kette alter Traditionen und ehrwürdiger Formalitäten, von denen die Verhandlungen dieser „Mutter der Parlamente“, wie man es wohl genannt hat, in viel reichem Maße belebt sind, als die Sitzungen irgend einer ihrer so viel jüngeren Töchter. Mit drei zeremoniellen Handlungen wird der gewählte Kandidat in die Reihen der Mitglieder aufgenommen; er muß einen feierlichen Eid schwören, sich in die Liste einzzeichnen und mit dem Präsidenten, dem „Sprecher“, einen Händedruck wechseln. Bei einem Quäter oder Angehörigen einer Sekte, die den Eid verabscheut, genügt eine Versicherung; ein jüdisches Mitglied schwört auf das Alte Testament mit dem Hut auf dem Kopfe. Alle diese Formalitäten sind ohne besondere Bedeutung, aber Vorschriften ähnlicher Art begleiten das Parlamentsmitglied auf allen seinen Wegen innerhalb der Räume des Unterhauses. So wird auch die ganze erste Sitzung mit Kundgebungen und Reden ausgefüllt, die sich mit Ausnahme der „Rede des Königs“ in festgelegten Bahnen bewegen müssen und bei denen ein Abweichen von der altgewohnten Form direkt als unpassend empfunden werden würde. Nachdem der „Sprecher“ in „seiner Majestät eigenen Worten“ das Regierungsprogramm vorgelesen hat, erheben sich hinter der Ministerbank zwei der Regierungspartei angehörige Mitglieder, die im Gegensatz zu den anderen Hoffkleidung angelegt haben; sie haben die Aufgabe, den Antrag für eine Dantadresse an den König zu stellen und diesen Antrag zu unterstützen. In genau vorgeschriebenen Ausdrücken gehen sie die Königsrede Paragraph für Paragraph durch, und wenn sie mit ihren langatmigen Lobeserhebungen fertig sind, atmet das ganze Haus ebenso erleichtert auf, wie sie selbst. Der ihnen folgende Redner, der Führer der Oppositionspartei, muß wiederum seine Rede mit einem Kompliment gegen die beider Vorredner eröffnen und äußert sich dann um so ungenierter über die Stellen, die ihm an dem Regierungsprogramm mißfallen, wobei ihn seine Parteigenossen mit lauten Zurufen unterstützen. Ihm antwortet der Premierminister, wiederum mit einer Liebenswürdigkeit gegen den Vorredner und dessen Vorredner einleitend und dann die Pläne der Regierung noch einmal darlegend. . . . Einen guten Sitz auf den berühmten „grünen Bänken“ zu erobern, ist eine schwierige Sache. Das Haus ist nämlich nur so groß, daß etwa die Hälfte der Mitglieder darin Platz findet, während die übrigen gezwungen sind, in den Seitengalerien darüber bei wichtigen Gelegenheiten Platz zu nehmen. Mitgliedern, die bereits lange dem Parlament angehören, sind durch eine Art Gewohnheitsrecht gewisse Sitze reserviert. Aber das gewöhnliche Mitglied muß sich seines Sitzes dadurch versichern, daß es auf seinem Platz lange vor Beginn der Sitzung eine Karte mit seinem Namen niederlegt. Kurz vor Eintritt des Sprechers hat er sich dann wieder an diesem Sitz einzufinden. Kurz vor zwei Uhr stellen sich alle Angestellten des

Hauses in Gesellschaftskleidung mit ihren goldenen Ketten und Abzeichen sowie die diensthabenden Polizeibeamten in zwei Reihen auf; sobald der Sprecher erscheint, ertönt der Ruf: „Güte ab!“ Dann treten in feierlichem Aufzuge zuerst die dem Sprecher unterstellten Beamten und dann der Sprecher selbst, mit schwerer schwarzseidener Robe, mit schwarzen Kniehosen und Strümpfen und einer wallenden Perücke angetan, auf; die Schleppe des Genandes wird ihm von seinem Schlepenträger nachgetragen, hinter ihm gehen sein Kaplan und sein Sekretär. Nach mancherlei Zeremonien nimmt dann der Sprecher in seinem großen Stuhle Platz. Vorher spricht, an dem großen Präsidententisch stehend, der Kaplan ein Gebet in altertümlichem Englisch und bei dem Schlußwort „Amen“ darf jedes Mitglied seine Karte an der Lehne der Bank befestigen und hat damit für diesen Tag von dem Plage Besitz ergriffen. Will er am nächsten Tage wieder einen guten Platz haben, so muß er dieselbe Zeremonie wiederholen. Eine Rednerliste gibt es nicht, der Präsident hat auch nicht die Möglichkeit, ein Mitglied zum Schweigen zu bringen, wenn es einmal zu reden begonnen hat. Die Mitglieder melden sich zum Reden, indem sie „nach des Sprechers Auge haschen“, d. h. ihm sich auf irgend eine Weise bemerkbar machen, worauf der Präsident sie beim Namen zum Reden aufruft. Die Mitglieder der Regierungspartei werden vor den übrigen Mitgliedern aufgerufen; der Sprecher muß jedes Mitglied kennen und bei seinem Namen aufrufen. Wichtige Ereignisse sind die „Jungfernreden“. Meldet sich ein Mitglied zum erstenmal zum Wort, dann rufen sogleich einige „neues Mitglied“ und alle Augen richten sich mit besonderer Aufmerksamkeit auf den Unglücklichen, der in dem weiten Raum hilflos und verlassen dasteht und außer auf den Sinn seiner Rede noch auf tausend Außerlichkeiten achten muß, da jeder Vertosch bei ihm besonders streng beachtet und verspottet wird. So ist die „Jungfernrede“ das drohende Schreckgespenst, dem viele Abgeordnete durch beständiges Stillschweigen aus dem Wege zu gehen suchen. Eine ganz eigentümliche Einrichtung sind die „Peitschen“, d. h. die Aufmunterungen an nachlässige Mitglieder, bei wichtigen Abstimmungen nicht zu fehlen. Dann aber gibt es auch offiziell angestellte „Einpeitscher“, deren sanktioniertes Amt es ist, dafür zu sorgen, daß immer eine Mehrheit der Regierungspartei bei Abstimmungen anwesend ist. Der oberste dieser Beamten führt den Titel Sekretär des Schachamtes und hat ein Gehalt von 40 000 M.; unter ihm stehen einige jüngere Lords des Schachamtes“. Es ist eine sehr komplizierte Aufgabe, jeden Moment über die Präsenz der Mitglieder im Hause unterrichtet zu sein, und sie läßt sich nur vollbringen durch bestimmte Vorschriften, denen sich die Mitglieder der Regierungspartei nach einem ungeschriebenen Gesetz unterwerfen. Sie dürfen nach stillschweigender Uebereinkunft das Haus nicht durch eines der vielen Portale, sondern nur durch den privaten Korridor der Mitglieder verlassen. Diese Tür nun wird beständig von zwei Beamten bewacht, die kein Mitglied der herrschenden Partei herauslassen, es sei denn, es hätte mit einem noch anwesenden Mitgliede der Opposition ausgemacht, daß dieses bis zu einer bestimmten Zeit seine Stimme nicht abgeben werde. Diese Ausmachungen gelten als bindendes Ehrenwort. So ist es möglich, die Mitgliederstärke während der Sitzungen genau zu kontrollieren und im kritischen Moment stets die genügende Mehrheit der Regierungspartei bereit zu halten. —

Kunst.

a. s. Karl Buchholz. Kaum nennen ihn die modernen, kunstgeschichtlichen Werke und doch war er einer der eigensten Künstler gegen das Ende des 19. Jahrhunderts. Die Landschaftsmalerei ist die besondere Kunst unserer Zeit und in ihr feierte Karl Buchholz ausschließlich seine Triumphe. Er leitete eine neue Ära ein; eine neue Anschauung vertritt er. Er befreit sich von allem Ballast, allem Nebenher, er gibt Natur. Natur zugleich als Mittel feiseliger Darstellung. Nicht im Sinne oberflächlicher Stimmungsmacherei. Er gibt ernste Kunst mit absolut echten, künstlerisch-technischen Mitteln. Aber er entwarf kein Programm. Er drängte sich nicht vor.

Karl Buchholz (geb. 1849), der in Weimar i. J. 1889 sich das Leben nahm, ist als Maler eine ganz eigene Persönlichkeit gewesen, der es zu verdanken ist, wenn die öde Zeit dieser Jahre für die Entwicklung der deutschen Malerei nicht nutzlos verstrichen ist. In einer Zeit des hohlen Akademismus machte er schlägt und feim. Die Liebe zur Natur erzog ihn zu den stillen Schönheiten von Wald, Wiese, Luft und Wolken. Im Kleinen wie im Großen war er echt. Diese feinen, kleinen Landschaften, die so ganz ohne Staffage und ohne Effekt sind, mahnen einmal an die Holländer, mit denen sie die Schlichtheit gemein haben, dann an die Franzosen, deren malerische Feinheiten in der Wiedergabe des Atmosphärischen sie abnen lassen. Die Jahrhundertausstellung brachte einige Bilder von diesem merkwürdigen Maler und die erste Ausstellung des neuen Kunstsalons Nabl in der Potsdamerstraße gibt in einer reichhaltigen Kollektion Gelegenheit, diesen aufrechten Künstler, der ein so feines Auge, eine so zarte Hand besaß, zu bewundern.

Man kann drei Perioden in der Malweise dieses Künstlers unterscheiden. Mit zwanzig Jahren malte er ein Frühlingbild von so köstlicher Frische, so strahlenden Farben, daß man dieses Bild, das sich in der Nationalgalerie befindet, in gewissem Sinne als einen Markstein in der deutschen Landschaftsmalerei bezeichnen kann. Das überreiche Detail ist mit einer unerhöplichen Liebe behandelt. Es blüht und leuchtet auf diesem Bilde, wie wir es in ähnlicher

Kraft und Schönheit selten gesehen. Da ist eine Feinheit drin, die Großes erhoffen läßt.

Buchholz sah in seiner unmittelbaren Umgebung, in Weimar, die Schönheit, die ihn zu eigenem Schaffen reizte. Die Bilder der Folgezeit, die so voll jarten Lichtes sind, das zwischen den unregelmäßig stehenden Bäumen weht, sind ohne Weimars Umgebung kaum denkbar. Von Weimar nach Tiefurt führt ein Weg durch einen wundervoll lüppigen Märchenwald, den niemand vergessen wird, der ihn einmal gegangen ist. Zarteste Lichtharmonien breiten sich zwischen dem weichen Grün aus. Das hat Buchholz gemalt. Zu jeder Jahreszeit. Morgens und abends. Und er hat die Natur zum Träger seiner Stimmung gemacht. Alles Laute ist entfernt. Zart, fein sind alle Nuancen. Gerade das Unbestimmte malte er, die leisesten Schönheiten der Luftstimmungen. 1879 soll Buchholz in München gewesen sein und dort auf der Ausstellung Werke des französischen Landschafters Daubigny gesehen haben. Möglicherweise, daß die Flachlandschaften, die er nun malt, beeinflusst sind von Daubigny, der sich wieder an die Holländer anlehnt. Jedenfalls haben diese Bilder, die den tiefen Reiz der unendlichen Landschaft der Ebene haben, so viel Eigenes, daß man wohl richtiger sagt: Daubigny machte deshalb so großen Eindruck auf ihn, weil gleiches Streben in Buchholz selbst lag.

Buchholz war ein unermüdlicher Arbeiter. Er legt nicht auf das Was, den Inhalt Wert, sondern auf das Wie. Mit einer unerschöpflichen Zartheit zaubert er die Reize der Luftstimmungen auf die Leinwand. Dabei ist er ein erstaunlich sicherer Zeichner. Das verschafft seinen Bildern bei aller subtilen, duftigen Behandlung die sichere Struktur. Und beides zusammen macht einen vollendet künstlerischen Eindruck. Solch ein Baum ersteht mit allem Leben vor uns. Diese Genauigkeit ist nicht mühsam nachgeklügelt, sie ist Buchholz zu eigen geworden, indem er unermüdlich von der Natur zeichnete. Da erwarb er sich diese fabelhafte Sicherheit. Darum gelang es ihm, bei aller Ungezwungenheit und Natürlichkeit des Ausschnitts der Natur doch über die Skizze hinauszukommen; er gab abgeschlossene, fertige Bilder, von schöner Raumwirkung, auf denen doch alles in natürlicher Zwanglosigkeit steht. Man muß die Zeichnungen dieses Künstlers besonders ansehen, um die Gründlichkeit und zugleich die Feinheit zu bewundern.

Die Zeiten änderen sich. Die Freilichtmalerei kam. Und Buchholz sah nicht, daß er das, was nun als Programm aufgestellt wurde, schon längst instinktiv erfüllt hatte. Er wollte wieder von neuem anfangen. Da verlagten seine Kräfte. Er, der durch und durch originell war, wollte aus Bescheidenheit das nicht merken. Sein Gemüt umbüfferte sich. Er hatte nicht die Gabe, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. So trat er allmählich in den Hintergrund. Berührung und Hunger — man spürt diese Klage in den letzten, mit wehmütiger Freude gemalten Herbstlandschaften — trieben ihn in den Tod.

Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß der Name dieses Künstlers so gut wie unbekannt blieb. Man kann daraus dem deutschen Publikum einen Vorwurf machen. Ebenso aber auch der damaligen Kritik, die nur zu oft das Feine, Eigene nicht sah. Jedenfalls gehört Buchholz, der mit siebzehn Jahren so begiebt sich der Kunst hingab, um als Mann so verzweifelt zu enden, von nun ab für uns zu der Schar der Künstler, die nicht vergessen werden.

Er war ein persönlicher Künstler. Er drängte sich nicht vor. Darum soll man sein Schicksal auch nicht allzusehr bedauern. Es ist sein Glück und sein Unglück gewesen. Wir sollen uns vielmehr freuen und stolz darauf sein, daß es noch solche Künstler gibt, die nicht gleich um das Ausposaunen ihrer Künstlerkraft besorgt sind und das Tamtam schlagen, die vielmehr im stillen schaffen und arbeiten.

Hygienisches.

Kaffee und Schönheit. Bei manchen Frauen ist noch immer der Glaube verbreitet, Kaffee „mache schön“. Nun ist der hartnäckige Hautausschlag, den man Finne oder Aine nennt, bekanntlich eine der unangenehmsten und berunzierendsten äußeren Krankheitserscheinungen. Ueber dieses fatale, weitverbreitete Uebel findet sich in der Berliner klinischen Wochenschrift eine interessante Arbeit aus Professor Lassars Klinik für Hautkrankheiten: „Die Aine und ihre Behandlung“ von Dr. Jaac, Vortrag mit Krankenvorstellung in der Berliner medizinischen Gesellschaft. In diesem Vortrage erhalten wir unter anderem besonders wichtigen Aufschluß darüber, daß gewisse Genussmittel bei der Entstehung und dem Umfange der Finne eine nicht unbedeutende Rolle spielen. „Dierzu“ — führte Dr. Jaac aus — „maß bestimmt auch der Kaffee gerechnet werden, und es ist bei dieser Gelegenheit vielleicht nicht ohne Interesse, darauf aufmerksam zu machen, daß die Zahl der gewohnheitsmäßigen Kaffeetrinker viel größer ist, als man gemeinlich annimmt. Die Sucht, in übermäßigem und häufigem Genusse starken Kaffees ein Analeptikum (Erregungsmittel) zu suchen, ist zu einer weit verbreiteten Lebensgewohnheit geworden und unter den Kranken, namentlich von Acne rosacea (die typische Trinkerrose), welche unsere Klinik aufgesucht haben, hat sich ein auffallend hoher Prozentsatz Kaffeetrinker gefunden, die an Hauptgefäßparalyse mit Neigung zu Acne rosacea laborieren.“ Der Bobnentaffee ist demnach nicht nur — wie wissenschaftlich längst festgestellt — in ziemlich hohem Maße ein gesundheitsgefährliches, sondern auch ein schönheitsgefährliches Getränk, insofern er die

Entstehung und das Ueberhandnehmen häßlicher Hauterscheinungen begünstigt und fördert. Das sollte jede Frau und jedes Mädchen bedenken und schon aus diesem Grunde den regelmäßigen Genusse des, außerdem noch Herz und Nerven schwächenden, Kaffees gänzlich meiden. —

Humoristisches.

— **Gewissenhaft.** Schaffner (zu einem Herrn, der sich mit seiner jungen Frau allein im einem Abteil befindet, beim Gehen auf einer Zwischenstation): „Hier san furchtbar viel Leut' Herr, die mitfahr'n woll'n — da hab'n S' Ihr Zigarri wieder!“

— **Gelungene Frage.** Bürgermeister (als es beim Hornbauern brennt): „S' dacht' immer, Du bist gar net versichert!“

— **Hohe Anforderung.** Unteroffizier: „Merks, bei einem richtigen Parademarsch müßt Ihr auftreten, daß man's am Seismograph ablesen kann!“

— **Anregung.** „Ja, Freundel, was machst Du denn da, bei der rinnenden Wasserleitung?“ — „Laß mich! Ich dichte an einer Obe auf den Niagarafall.“

(„Reggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die Freie Volksbühne veranstaltet für die VI. Serie im Neuen Schauspielhaus vom 17. Februar bis 14. April zehn Vorstellungen von Grillparzers „Weh' dem, der lügt“, und für die VII. Serie im Berliner Theater vom 24. Februar ab Henriks Ibsens Schauspiel: „Baumeister Solness“. Am 16. März feiert der Verein sein Stiftungsfest (das 10. seit der Wiedereröffnung im Jahre 1897) in den Konzertsälen der Friedrichshain-Brauerei unter Mitwirkung des Mozarthaal-Orchesters unter Leitung des Kapellmeisters Prill.

— Der Goethe-Verein veranstaltet seinen XII. Nachmittag zu volkstümlichen Preisen am Sonntag, den 17. Februar, nachmittags 4 1/2 Uhr, im Saal der Segeßion, Kurfürstendamm. Fritz Stahl hält einen Vortrag mit Lichtbildern über Arnold Böcklin. Karten bei Wertheim, Blochow, Kantstr. 21, sowie Sonntags an der Kasse von 2 Uhr ab.

— Frau Rosa Vertens wurde für das Heibel-Theater verpflichtet.

— Der Verband deutscher Illustratoren wird sich in diesem Jahre nicht an der Großen Berliner Kunstausstellung beteiligen, weil ihm die Bedingungen nicht zusagen.

— Zu Ehren von Max Klinger, der am 18. Februar 50 Jahre alt wird, ist im Leipziger Kunstverein eine reichhaltige Ausstellung seiner Werke veranstaltet. Aus öffentlichen Museen und Privatbesitz ist eine erschöpfende Uebersicht (Radierungen, Gemälde, Skulpturen) geboten. Die Berliner Nationalgalerie hat die Wandgemälde beigeleitet, die ehemals eine Villa in Steglitz schmückten.

— Dsir's Stiftung für das Pariser Institut Pasteur beträgt nicht, wie es zuerst hieß, 25 Millionen, sondern 60 000 Fr. jährliche Rente: Die Summe soll der Erforschung der Krebskrankheit oder Tuberkulose und anderer ansteckenden Krankheiten dienen.

— Eine neue englische Südpolar-Expedition wird im Oktober d. J. unter Führung Chateaus, der während der vorigen englischen Südpolar-Expedition dritter Offizier der Discovery war, abgehen. Die Expedition geht zuerst nach Neu-Seeland und bezieht dann die früheren Winterquartiere der Discovery-Expedition. Das Ziel der Expedition besteht in erster Linie darin, die auf der Schlitzenreise der Discovery-Expedition gemachten Forschungen weiter zu verfolgen. Es werden zu diesem Zwecke Hunde, kleine sibirische Pferde und ein eigens für diese Reise konstruiertes Automobil mitgenommen werden.

— Die Nationen als Raucher. Den Ruhm, der stärkste Tabakraucher der Welt zu sein, kann der Holländer für sich in Anspruch nehmen: auf jeden Kopf der Bevölkerung entfällt nach der amtlichen Statistik ein jährliches Verbrauchsquantum von 3 Kilo 400 Gramm Tabak. Mit 2110 Gramm folgen die Bürger der Vereinigten Staaten; die Belgier verbrauchen 1552 Gramm pro Kopf. Deutschland hat im Nikotinwettkampf mit 1485 Gramm pro Kopf den vierten Platz inne. In kurzen Abständen folgen Australien mit 1400 Gramm, Oesterreich-Ungarn mit 1350 Gramm, Norwegen mit 1335, Dänemark mit 1125, Kanada mit 1050, Schweden mit 940, Frankreich mit 933 und Rußland mit 910 Gramm. Den geringsten Tabakverbrauch verzeichnet Spanien mit einem jährlichen Konsum von nur 550 Gramm pro Kopf der Bevölkerung.